

Einmischungen von Paul Wiens

Immer auf dem laufenden. Den Nachrichten des Tages hinterher bis in die Nacht; nach Sendeschluß der Fernsehstationen auf Radioempfang. In fremden Sprachen bewandert, wohl eher in zwei Dutzend als in einem. In den Dichtungen und in den Dichtern. Auf dem „wunderbaren Arbeitsfeld der Sprache“ zu Hause: politisch rhetorisch und literarisch poetisch. Deshalb jederzeit imstande, an Debatten teilzunehmen und auf Kongressen wirksam zu reden, ohne vom Blatt lesen zu müssen. Tugend, die der Kenntnisse und die der Übung bedarf: Läßt sich auf das ein, was andere zu sagen haben. Sagt seins, freundlich und hartnäckig, oft im Kleid der Erwägung oder der Anfrage. Und siehe: Es ist unseres, was er sagt. (Und während er hört und liest und sieht und redet und rät und ißt und trinkt und liebt und lebt und seine Muster malt: arbeitet er seins: Unseres.)

So haben wir Paul Wiens gekannt. So bleibt er unter uns, meldet sich weiter zu Wort.

Er hat den Band *Einmischungen* nicht mehr gesehen. Aber er hat ihn zusammengestellt, noch Korrektur gelesen: Literarische Publizistik und Verse zum Singen, Aussagen ohne Verschlüsselung. Eine Sammlung wohl als Zwischenbilanz gedacht, nun doch schon Abschluß:

Nicht nur die Hoffnung gibt uns Flügel. Unsere Flügel geben uns Hoffnung. Ich denke, der Lebenswille der Menschheit ist unausrottbar. Das sollte unser Gruß nach vorn sein, an die schöpferischen Menschen kommender Generationen.

Betroffen lesen wir die letzte Seite und was Paul Wiens von uns erwartet: Ausdauer. Standfestigkeit. Geduld, „Und Ruhe: Ruhe im Kampf, wie Ruhe in der Arbeit.“ Ein außergewöhnliches Wort aus seinem Mund. Und weil aus seinem Mund, auch nicht mißzuverstehen:

Diese große Ruhe, die aus unserer Solidarität wächst, aus unserer bewußten Gemeinsamkeit, die finde ich schön.

*Aus Bemerkungen zum Manuskript des Bandes
(für den Verlag im Juli 81)*

Unleugbar, wir gehen nun zu den Alten, auch wenn möglicherweise keine andere Generation von ihrer jungen Zeit zu verabschieden sich weniger gehalten gefühlt hat. Eben darum wird von uns Rechenschaft erwartet: Wollen doch sehen, was diese Generation, die die Chance hatte, eine historische Wende mitzuvollziehen, (sich) wirklich geleistet hat.

Spätestens seit Hermann Kant einiges „Zu den Unterlagen“ gegeben hat, wächst die Nachfrage nach entsprechender individueller Dokumentation, die eine gesellschaftliche Entwicklung im Schnittpunkt von Literatur und Politik erlebbar werden läßt, einsichtig und empfindbar macht auf eine spezifische Weise, die aus der Verbindung von Authentizität und Intimität ihre Überzeugungskraft gewinnt. In diesem Sinne werden die *Einmischungen* von Paul Wiens ein weiteres Achtungszeichen setzen, in ihren (insofern belegten, als zur jeweiligen Stunde nicht nur gemachten, sondern sofort veröffentlichten) Aussagen zur Person und zur Sache ein ebenso abenteuerreiches wie schlüssiges Lebens-Mosaik aufleuchten lassen und auch methodische Gesichtspunkte für das Zusammenstellen solcher Beweisaufnahmen entwickeln helfen.

Ich vermute, Vorurteile (insbesondere jüngerer Leute) werden bestätigt werden, aber auch fallen.

Da ist der Ausgangspunkt: „Unser Leben – ein Zustand dauernder Begeisterung“, schreibt Paul Wiens 1951, „keine sinnbenebelnde Begeisterung; sondern ein klares, tiefes Glühen, das vorantreibt.“ (Pathos, das vielen heute nicht mehr annehmbar erscheint, ohne das aber damals nicht viel gegangen wäre.) Und das der Vorsatz, 1951:

Weil ich ein Mensch bin dieser unserer Zeit, weil ich liebe, weil ich hasse, weil ich lernen will – die alten

Märchen und die neuen Lieder, weil ich einiges weiß und viel noch erfahren muß: darum bin ich für den Frieden und will für ihn kämpfen, als wär er mir Heimat und Haus und Herz...

So sollte es geblieben sein bis heute, für einen, der die neuen Lieder mitgeschrieben hat. So ist es für Paul Wiens geblieben. Er bündelt die Belege, und sie sind von eindrucksvoller Logik in ihrer Vielfalt: Tagebuchblätter, Diskussionsreden, Liedertexte, Briefe, Ansprachen, Auskünfte, Werkstattblicke ein Fülle von Überlegungen und Fragen...

Logik einer Lebenshaltung, die sich aus dem Lebensweg versteht, ohne sich von selbst zu verstehen: Sie findet hier der Zeitgenosse Leser bei einem Autor, der zwar von sich selber sagt (1963): „Meine ‚Kenntnisse‘ sind niemals ‚abgerundet‘, nicht einmal über mich selbst“, dessen Bekenntnis zum Sozialismus und zur DDR, zu „unserer Volksmacht“ (Brief an Grass und Schnurre im August 61) und zur sozialen Funktion der Literatur aber ebenso eindeutig gewesen und geblieben ist wie seine bedenkenwerte Scheu, es geschwollen im Munde zu führen. Vor allem findet der Leser in diesem seinem Autor einen Partner, der ihn ernst (und heiter) nimmt, einen toleranten Mann, der Freunden nicht nachgibt und dem Feind nichts nachsieht, einen Dichter, der das literarische Schaffen nicht mystifiziert und hochstilisiert. (1961: „Dichten heißt arbeiten und spielen, lieben, denken und verändern. Das alles macht Vergnügen.“ 1977: „Alle Kunst ist eine Arbeit und ein Spiel.“) Sehr schön die Verteidigung der Poesie vor einem eifervollen Leser, der des Dichters Begeisterung dem neuen Leben gegenüber teilt, aber wenig Verständnis für die Sprache der Dichtung aufbringt (1953), wohlthuend nicht nur in der frühen Abwehr schematischer, dogmatischer Forderungen und des Verlangens nach Naturalismus und plattem Abklatsch – die Auseinandersetzung mit solcherart meist aus falsch verstandener Parteilichkeit entspringenden kunstfremden Anforderungen an die Kunst durchzieht den Band –, sondern insbesondere auch in der Fähigkeit des jungen Poeten zur Selbstkritik. Interessant in diesem Zusammenhang später auch die rigorose Kürzung eines Gedichts auf Gagarin, die Herausarbeiten des Einprägsamen bedeutet, keineswegs Zurücknahme – Interview mit Horst Haase 1969.

Wie überhaupt zwei wesentliche Stärken des Paul Wiens unübersehbar sind: Seine Polemik und seine Fragestellungen. „Ich antworte, indem ich frage. Indem ich in Frage stelle, verantworte ich“ (1979) – das ist natürlich eine Feststellung, und zwar eine ebenso bündige wie zutreffende: Der Autor drückt sich nicht vor Aussagen, nicht Ausweichen kann der Grund für seine Fragen sein, die oft so leichthin kommen, aber nicht leichthin gehen, und immer einen produktiven Stachel haben. Und nur ein Mann, der sich seiner (Sache) im tiefsten Grunde sicher ist, kann imstande sein – gebührendes Talent, parates Wissen und Konzentration vorausgesetzt –, in der Polemik so „voll da“ zu sein wie Paul Wiens zum Beispiel in der „Geranien“-Replik auf dem V. Schriftstellerkongreß 1961, die scheinbar aus dem Augenblick geboren noch gleich eine unübertreffliche eigene Programmbestimmung liefert, indem er (sich und anderen) die aktive Einstellung zur Realität abverlangt, eine kritisch-liebende, fordernde Beziehung, ein realistisches Herangehen, eine revolutionäre Haltung.

Da ist eigentlich nichts in der Zusammenstellung, worauf ich verzichten möchte; eine Ergänzung wäre zu überlegen: Der Band beginnt mit reportagehaften Tagebuchnotizen von 1951, worin der Satz festgehalten wird:

Stichworte sind orphische Zeichen, nur dem Eingeweihten entzifferbar.

Der trifft auch für einzelne der hier wiedergegebenen Vermerke selber zu – aber der Leser wird sehr wohl „eingeweiht“ in die Situation durch das Ganze, das noch andere Leute und Gegenstände reflektiert außer der Literatur und dem Literaten-Ego, welche später naturgemäß immer mehr den Raum der Erörterung füllen. Zur literarisch-publizistischen Wirksamkeit des Dichters Paul Wiens trägt nun aber erwiesenermaßen wesentlich mehr eine auf andere bezogene Produktivität bei als nur die hier (zu Gotsche, Selbmann, Morgner) ausgewiesene: die umfangreiche Tätigkeit als Gesprächspartner beim Fernsehen etwa, ganz im Sinne einer der letzten Aussagen unseres Autors (1979):

Mich interessieren Menschen, mich interessiert, was sie interessiert.

Ob nicht einige wenige Beispiele (in charakteristischen Auszügen vielleicht) hier dokumentiert werden sollten (zum Beispiel das Gespräch mit Eva Lippold)? – Auch wenn Paul Wiens da „nur“ gefragt (und damit eben eindrucksvolle Lebensbilder herausgelockt) hat. (Stärke und Behutsamkeit der Fragestellung!)

Als weitere Ergänzung (vielleicht in einem Vorwort?) könnte ich mir übrigens eine Betrachtung des Autors vorstellen, in der er selber einmal auf seinen Weg zurücksieht: Mich interessiert zum Beispiel seine Einschätzung von heute her der eigenen Befürchtung am Anfang, formuliert auf den ersten Seiten (1951):

Über unsere Feigheit im Gedicht. Angst vor dem Persönlichen. Majakowski Zeile für Zeile an seinem Erleben erkennbar. Wir nur am Stil.

Der Band, doch auch ein Versuch, den Folgen der bezeichneten Enthaltbarkeit (und gegebenenfalls ihrer Überwindung) nachzuforschen – inwieweit vermag er die Behauptung (und sei es nur partiell und zögernd) zu widerlegen? Pauls Lebensweg (über seine Biographie erfahren wir in verschiedenen Texten nur sporadisch einiges Erhellende) ist in gewisser Hinsicht ja ein Glücksfall – verbindet die Generation jener Jugend, die der Verheißung fürs NS-Regime gerade noch entrann und dann mit Elan die neue Welt bauen wollte, mit jener jüngsten Generation Verfolgter des Naziregimes, die noch vor dem Zusammenbruch desselben den harten Weg des antifaschistischen Widerstands betraten – ist deshalb (zumal als der eines Literaten, schon die Gedichte des Sechzehnjährigen weisen ihn aus) von exemplarischer Glaubwürdigkeit nach vielen Seiten hin und von potentiell weitreichender Integrationskraft, wenn wir ihm dabei folgen, wie er sich der Jahrhundertaufgabe stellt: aus dem Konjunktiv („als wär er mir Heimat und Haus und Herz“) den Indikativ des gesicherten und wohnlichen Friedens herbeizuzwingen.

Eine Erweiterung des Bandes war seinem Autor nicht mehr möglich: hinterlassene Notizen deuten auf die Absicht, ein Vorwort zu schreiben. Meine entsprechenden Wünsche erscheinen mir heute als seltsam sekundär.

Eine Autobiographie kann Paul nun auch nicht mehr schreiben. Die wäre sicher wichtig gewesen. In den Texten schimmert sie gelegentlich auf, deutlicher und wesentlicher, als ich zunächst wahrgenommen habe. Die Mutter. Heine, Karl May und Stefan George. Gymnasium und Jungvolk. Zuchthaus und Lager. („Da waren es russische und ukrainische, tschechische und französische Kommunisten, die mir vorlebten, was das ist: ein freier Mensch, ein wahrer Mensch ein ganzer Mensch. Dort, wo die SS uns zu Hunden und Würmern machen wollte, dort haben sie, diese guten Genossen, mich zum Menschen gemacht. Ihre Klarsicht, ihre Tatkraft, ihre revolutionäre Menschlichkeit, das ist eine Freiheit – eine geistige Freiheit, sage ich –, die mich bindet und bewegt.“) Berlin, Schweiz, Umbrien. Der Schläger von Sankt Pölten, der Prior von Taizé. Gelächter im Zentralrat. Der Zirkel im Glühlampenwerk. „Bei Hölderlin Traum und Klarheit, bei Heine Weh und Witz, bei Engels den Sinn meiner Muttersprache...“

Die herkömmliche Autobiographie mag uns Paul Wiens schuldig geblieben sein. Seine Haltung hat er ausgeprägt, formuliert und belegt, seine Konfession hinterlassen. „Worin ich den *Sinn* des Schreibens sehe? – Im Kampf für das Leben und gegen den Tod.“ Den hat er redlich gekämpft, im Schreiben und im Leben bis zum letzten Augenblick. Was ihm das Erstrebenswerte war – „daß man etwas hinzufügt zum Leben“ –, hat er erreicht.

Helmut Hauptmann, neue deutsche literatur, Heft 6, Juni 1982

Unzeitiger Verlust

Diese unzeitigen Verluste, wie wir sie allzuoft hinnehmen müssen, berühren mich immer heftiger und

schmerzlicher, als wären's sehr nahe, ja familiäre Fälle von Abschied und Trauer. Eine neue, nicht mehr zu schließende Lücke ist entstanden, und man sieht sich um, ob da noch Verbündete sind – solche, mit denen man ohne viel Aufhebens korrespondiert, weil das Grundgefühl, zwar aus völlig verschiedenen Erfahrungen gespeist, der politisch-poetische Nerv die bohrende Besessenheit von Literatur und menschlichem Zukunftsentwurf auf irgendeiner unausgesprochenen Ebene ähnlich sind. Das wage ich von Paul und mir zu sagen, ohne daß wir es ausdrücklich zu bereden hatten.

Man sieht sich um und vermißt ihn schon bei der bloßen Vorstellung von künftigen Treffen im Verlag, im Verband oder wo auch immer – diesen Paul, der stets verlässlich zur Stelle war, der, durch Brillengläser und lotrecht aufkräuselnden Zigarettenrauch blinzelnd, ewig mit Lupe und Farbstift an komplizierten geometrischen Gebilden tüftelte, scheinbar abwesend, bis er sich plötzlich zu Sache und Wort meldete und mit einer originellen Idee, einem naiv-neuen Aspekt, einem kämpferischen Vorschlag herausrückte, in seiner unverwechselbaren, bildhaft-präzisen Sprache und den wunderbar rollenden R-Lauten.

Oder er stand, in erhitzten Debatten, wacker wie ein Barrikadenheld an einem Rednerpult, von wo er hartnäckig seine Gedanken, seine poetische Konfession vortrug und verteidigte und wo es vorkommen konnte, daß er mit fuchtelnd erhobenen Manuskriptblättern wie mit wehenden Fahnen unterging – für diesmal: Wie so viele seiner Generation, seiner Machart hatte er in den Kämpfen unserer Zeit genug Scheffel Salz mit der herrschenden Klasse, ihrer Geduld und Ungeduld gegessen, als daß er jemals umgefallen oder in irgendeinem Klagewinkel verschwunden wäre.

Auch wenn manches davon Jahre her ist, wenn da beispielsweise noch ein Bredel, Bodo Uhse, Kuba oder Claudius lebten, eine ganze Phalanx von Vorbildern für Haltung und Integrität, jene bewunderte, geliebte und manchmal gehaßte erste Reihe, in welche die Nachfolgenden unmerklich hineinwachsen und womöglich ihrerseits zu neuen, natürlich anders motivierten Vorbildern werden konnten – und auch wenn inzwischen quer durch die Lebensalter, die halbwegs erfüllten oder jäh abgebrochenen Biographien entsetzlich viele Namen fehlen, die mir teuer geworden sind, bleibt mir doch da und dort ein Bild, eine Stimme, ein Augenblick: ein unzerstörbares Gespinnst aus Erinnerung und poetischer Hinterlassenschaft.

So auch von Paul, wie ich ihn bei den eigentlich wenigen, aber intensiven Gelegenheiten erlebt habe. Ohne seine beunruhigende, beruhigende Gegenwart, seine streitbare Zeitgenossenschaft wird es sich wieder ein wenig schwerer schreiben lassen.

Siegfried Pitschmann, neue deutsche literatur, Heft 6, Juni 1982

Momentbild: Paul Wiens

Mittwochs – oder donnerstags? – trafen wir uns im *Café Hochschule* neben dem Naturkundemuseum in der Invalidenstraße. Eigentlich war's gar kein Café mit Accent aigu, sondern mehr seine zeitgemäße Eindeutschung – ein Kaffee, in dem es ein warmes Getränk gleichen Namens gab, ein Gemisch aus Röstbohne, gebrannter Gerste und gehäckselter Zichorie. Vorn im Gasträum drängten sich braungepinselte Polsterstühle um wackelige Holztische; wir aber gingen durch die schwerbaumelnde Portiere nach hinten, wo das Kaffee wirklich ein Café war, wo im Dämmerlicht der Hoffenster dreibeinige Eisentische mit Marmorplatten standen, zierliche Thonet-Stühle, schwarzgebeizt und schon abgegriffen, Stehlampen mit Messingarmen und Altlederschirmen.

Trafen wir uns um fünf oder um sechs? Einer saß immer schon da: Paul. Und wer sonst kam, kam eben; Vollzähligkeit gab's nicht, weil niemandem eingefallen wäre, die Anwesenden zu zählen. Allerdings, wer sich zugehörig fühlte, mußte sich bei mehrfachem Fernbleiben die Frage gefallen lassen ob er der Hilfe bedürfe,

ob ihm zu helfen sei. Denn wirklich gut ging's noch keinem von uns sieben Jahre nach dem Krieg. Was Wunder, daß mal der, mal jener ganz und gar blank war und sich nicht zeigen zu können meinte. Doch da war es meistens Paul, der dem Problem auf den Grund ging und sich aufmachte es zu lösen – wenn gewiß auch nicht nachhaltig. Aber Paul half erst mal. Wie er dies konnte, weiß ich nicht, ja mir scheint, ich stelle mir diese Frage überhaupt erst heute, wo sie nicht mehr zu beantworten ist. Paul hat's eben, werden wir angenommen haben, denn Paul hatte – gemeinsam mit zwei anderen jungen Poeten – einen Band veröffentlicht, er bereitete einen zweiten vor, er war in Anthologien vertreten, hatte Presse, erhielt den *Goethe-Preis*...

Aber zunächst seh ich ihn sitzen auf „seinem“ Platz unterm gelben Licht der Stehlampe, den Block auf den Knien, malend. „Paule müstert“, scherzten wir. Damals stand Paul mit dieser Kunst am Anfang. Er hatte Karopapier, auf dem er ein großes Rechteck abtrug; und dann schraffierte er bald hier, bald da eines der kleinen Felder, so daß die gefüllten Karos der einen Seite mit den leeren der anderen auf eine bestimmte, jedoch nicht ohne weiteres erkennbare Weise in Übereinstimmung oder in irgendeine geheimnisvolle Beziehung kommen mußten. Und ihm schien dies meistens zu gelingen, denn nur selten verwarf er ein begonnenes System und begann mit behutsamem Strich auf einem anderen Blatt ein neues, kleineres oder größeres Rechteck abzustecken. Ich nahm Pauls „Muster“ nicht für voll; er wußte es. Ich mochte es überhaupt nicht, wenn Paul malversunken war, so daß man den Eindruck haben konnte, ihn mit Reden nur zu stören. Und erst wenn ich, im Sprechen innehaltend, durch Pauls drängendes „Ja und?“ ermuntert wurde, wußte ich, daß er durchaus zugehört hatte, daß das Malen seine Art war, sich aufs Hinhören und Nachdenken zu konzentrieren. Erst viel später, als er längst nicht mehr nur Karos schraffierte sondern Linien und Kurven zu scheinbar zufälligen Figuren fortschrieb mit farbigen Stiften merkwürdige Kunstgebilde formte, bei denen die Phantasie des Urhebers der Phantasie des Betrachters genug Raum ließ, im Bilde das Bild auch wirklich zu sehen, da begann ich Pauls Malen zu schätzen. Und auch das wußte er, hätte er mir sonst manchmal ein fertiges Blatt über den Tisch zugeschoben oder signiert übergeben „bei Gelegenheit“. Paul hat immer gemalt. Habe ich ihn je etwas aufschreiben sehen? Ich wüßte nicht, obgleich doch offenkundig ist, daß er es getan hat. Zeitweilig führte er Merkbücher, man weiß es aus einem Abdruck in der *Berliner Illustrierten* vom September 1963. Mir scheint aber, ich sah ihn nie etwas schreiben, auch später nicht, als wir in der Redaktion oft nebeneinander saßen. Paul malte, und nur wenn er sprach, unterbrach er sein Tun, um mit dem Stift den Rhythmus seiner Worte sparsam zu dirigieren: Wißt ihr, das ist meines Erachtens so... Viele seiner Bemerkungen begannen mit dieser Formel der Bescheidenheit und mir kommt es so vor, als hätte ich sie schon damals im *Café Hochschule* gehört. Denn sie kamen nur sparsam, seine fragenden Hinweise, leisen Anregungen, energischen Einwürfe; Paul blieb zumeist zuhörend hinter der Tasse, hinter der Zigarette, hinter der Brille. Trug er damals schon eine Brille? Fotos aus dieser Zeit zeigen ein schmales Gesicht mit auffällig langem Nasenrücken – keine Brille. Aber er hatte bereits eine und hielt sie manchmal vor die Augen, wenn er vorlas. Wir trafen uns ja, um vorzulesen, um anzuhören, um zu kritisieren, um zu verbessern. Günther Deicke trug Gedichte vom Krieg vor, dem er entkommen war, Uwe Berger skandierte Verse von einem neuen Anfang in Berlin, Franz Fühmann ließ bekränzte Soldaten von den Thermopylen klirren, Martin Pohl, der Brecht-Adept, haspelte die breiten Verse eines langen Poems der Christine de Pisan, die er „im Auftrag des Alten“ übertragen hatte. Und was las Paul? Aus seinem Mund hörte ich zum ersten Mal Verse von Pablo Neruda – in seiner Übertragung; und die „Botschaft“ der Sommerwolken las er damals und die „Ballade von Hans Kohlhas“, dem ehrlichen roßkamm. Jemand, der ins Manuskript geguckt hatte, sprach gegen die modische Kleinschreibung des Gedichts, worauf Paul scherzend meinte, daß einer, der sich der alten Form der Ballade bediene, wenigstens mit der Schreibung neu wie Brecht sein muß. Auch die Gedichte, die als Lieder zu seinem ersten Film geschrieben waren, las Paul, und er las Briefe von Leuten, die nach dem Krieg ebenfalls „Genesung“ suchten. Aber das war schon drei, vier Jahre später, 56 vielleicht, da trafen wir uns anderswo, denn das *Café Hochschule* hatte zugemacht.

Wo aber trafen wir uns danach? Einmal in der *Raabe-Diele*, dem Kellerlokal in der Spedingsgasse. Da lebte Zilles Goldelse noch. Sie stand breithüftig hinterm Zapfhahn und rief mit sonorer Stimme: „Also gespölt wörrd hör nöch!“ Ahnte sie, daß derjenige, dem seines hervorgezogenen Schreibblocks wegen der Hinweis galt, gar nicht zu spielen beabsichtigte und dennoch dem, was das Wort „Spiel“ besagt, ständig am nächsten war?

Dann trafen wir uns einige Male in einer kleinen „Destillatton an der Jungfernbrücke. Aufwärts gewundene Schriftbänder an den Mauersäulen der Torfahrt verrieten, was alles da einst gegärt, vergällt, gezapft und gefüllt worden war, und noch immer roch's in dem holzholperigen Flur, von dem ein Türchen in den Probierraum führte, nach Weinsäure und Bierhefe. Aber ein Hinterstübchen gab's nicht, keinen Stammplatz für Paul, und das Kommen und Gehen der „Hausgäste“, das laute Palaver der Tresenzecher störte uns, wir fanden da keine Heimat. Und so löste sich die Gruppe der „Hochschüler“ nach und nach auf.

Paul war wohl der Älteste damals, schon über dreißig. Aber im Gegensatz zu uns, die wir eine Schützengraben- und Splitterloch- oder, wie ich, eine Bombenkellervergangenheit hatten, war er trotz seiner Jugend von der anderen, genauer: richtigen Seite. Er war im KZ durch Gleichgesinnte gerettet, durch Internationalisten erzogen worden, und dies war es vor allem, was mich sogleich an ihn band und für immer: das Beispiel des Reiferen. Er hatte, kaum erwachsen, schon widerstanden, er verkörperte für mich trotz seiner Jugend gleichsam den Akzent des Wortes „Résistance“, und es war sympathisch in seinem Charakter begründet, daß er davon nichts ausstellte, eher verbarg, daß er das, was er uns voraus hatte und was wir nicht einholen konnten, hinter der Formel „meines Erachtens“ zurücktreten ließ.

So entstand in mir aus Momenten früher Begegnungen mit Paul Wiens das Bild eines Freundes, das sich auch später kaum änderte. Je länger ich nachsinne, desto mehr kommt mir's vor, als sei Paul über Jahre immer der Gleiche geblieben. Ich sehe ihn sitzen im Club am Stammtisch, am Tisch im Haus der Schriftsteller, am häuslichen Schreibtisch über der Leipziger Straße - wie damals im *Café Hochschule*: mit dem Block vor sich, der Zigarette mit dem hängenden Aschestab, der Brille, der Lupe, dem Stift – müsternd. Doch, Paul hat sich verändert, wie ein Mensch sich ändert im Schnellschritt der Zeit und im Marschschritt der Kämpfe. Und der Poet reifte, gewann Gewicht; sein Wort – in wie vielen Sprachen? – wurde gehört und verstanden, so wie er das Wort vieler Sprachen verstand. Und doch war es nicht eigentlich ein Ändern, es war ein Sich-Wandeln vielmehr, stetige Bewegungen in einer einmal eingeschlagenen Richtung und auf ein Ziel hin, das er in einem seiner Gedichte, in seiner Dichtung überhaupt deutlich benannt hat:

den enkeln in der wiege: eine zukunft ohne kriege!

Eines Tages – vor Jahren – zog Paul ein Buch aus der Tasche: Ich hätte es doch gern haben wollen, aber nicht erhalten. Nun besaß ich es also, doch ich vergaß, Paul nach dem Preis zu fragen. Vergaß ich es wirklich? Ich werde nicht auf die Idee gekommen sein, weil es absurd gewesen wäre, Paul Geld zu erstatten. Denn Paul hat nichts verkauft, Paul hat gegeben. Und ich bin nicht der einzige, der Paul etwas schuldig blieb; wer ihm je begegnet ist, blieb in seiner Schuld, muß es nun bleiben wie ich noch in diesem Gruß, den als letzten zu bezeichnen ich mich hartnäckig sträube.

Achim Roscher, neue deutsche literatur, Heft 6, Juni 1982

Begegnung mit Paul Wiens

Ich hätte ihn vermutlich nie kennengelernt, wäre meine Frau nicht Gast seiner ersten Schaukelstuhlsendung im Fernsehfunk gewesen. „Wenn die Neugier nicht wär...“ war deren kennzeichnender Titel, das war Ende 1976. Im Gespräch fand meine Neigung, in Gedichten poetisch zu reflektieren, Erwähnung – und bei Paul Wiens offene Ohren: mündend in eine großversehene Offerte ihm Aufgeschriebenes von mir zukommen zu

lassen.

Nach zwei, drei Wochen die erste von einigen in ihrem Verlauf sich gleichenden Zusammenkünften. Es war winters. Frühe, nachmittägliche Dunkelheit. In der Leipziger Straße bog ich vor einem Hochhaus den Kopf weit zurück: also da etwa. Schnelle, weiche Fahrstuhlfahrt. Die Tür machte ihren Bogen: in schwarzem, über dunkler Hose getragenen Hemd, hinter gleichfarbener, Mitte Mund hängender und von diesem knapp gekniffener Zigarette: Paul Wiens mit einladender Geste und hartem R im „Treten Sie herein“, wobei die Aschenlänge erstaunlicherweise haftenblieb.

Wir gehn nach hinten, an einer Kochnische vorbei in seinen Wohn- und Arbeitsraum: frontal das großglasige Fenster mit Durchgang zum Balkon, greifbar scheinende Froststerne im Unendlichen, davor die Sohlbank, drauf ein Sortiment Pfeifen im Ständer, links die Bücherwand, rechter Hand ein Tischchen mit Kleinstfernseher, Journalen, Heftern, Papieren. Paul Wiens auf einen Korbstuhl weisend: „Nehmen Sie Platz“. Und dann, einleitend, und wie es für ihn obligat bleiben sollte, die Erkundigung nach meinem Wohlergehen und was sonst mich betraf: Nähe suchend! Und da war er schon, der Zettel, ein frisches, unbeflecktes Blättchen, und ein Filzstift, von meinem Gastgeber geführt, zeichnete Kringel, Schnörkel, Kurven, schwanenhalsig Phantasievolles zu einer merkwürdigen Licht-Schatten-Einheit. Auf Anfrage hin hatte er sie, wenn ich mich recht entsinne, „Seelenspiegelung“, „Konzentrationsmodell“ genannt. Dazu die unvermeidliche Zigarette: rauchverzogenes Gesicht, Rauchhaare. Aber: Er paffte wohl nur, ließ es gleichmütig vor sich hin qualmen; zumindest sind mir verinnerlichte Züge nie aufgefallen. War es ihm Flair, Verdichtung, Anheimelndes, Wohlbehagen? Wahrscheinlich von jedem etwas.

Schließlich nahm er sich bereits vorab gesichtete Gedichte von mir nochmals vor die „Brust“: Kopf nah den Manuskripten, dazwischen der Lupe vergrößerndes Auge (kritisch!). Gedichte, die des Prädikats gut bis sehr gut würdig waren, hatten am linken oberen Rand einen fetten Punkt, mäßige waren versehen worden mit einem unausgefüllten Kreis, für mißraten befundene blieben ungezeichnet. Ansonsten jedoch nichts weiter zum Gelungenen, dagegen machte er sich, aus gutem Grunde, über die stark kränkelnden Gedichte her: Aufzeichnungen von Widersprüchlichkeiten, hier Adverbhäufungen: „Adverben sind Krücken – Verben treiben voran“; stilistische Schludereien, wo was sich boxte, statt Harmonie. Gleichwohl Aufmunterungen: Es seien genügend Potenzen vorhanden, wenn auch erst in unausgereiftem Stadium. Sobald er Nötiges gesagt hatte, verfiel er in Schweigen, will sagen Zeichnen, und das hatte zu bedeuten: „Sie sind dran.“

Ich redete, er wartete ab, sortierte, so läßt sich vermuten, im stillen dies ins Töpfchen, jenes ins Kröpfchen, war plötzlich da, wenn er absolut Gegenteiliges anzubringen hatte, verschwand wieder, kam erneut zum Vorschein: „Vergleichen Sie Ihre Gedichte untereinander, kürzen Sie, wo es nur geht und bis es nicht mehr geht.“ – So etwa sein wohlmeinendes Anraten für zukünftige Arbeiten.

Zu fortgeschrittener Stunde: wie empfangen, so gegangen: freundlicher Paul Wiens (Nachtarbeiter), leicht in sich geduckt, gab schicklich Sonnewünsche mit auf den Weg, der, hätte ich mit Neuem aufzuwarten, zu ihm zurückführen möge. Als letztes am Türspalt genicktes Schmallächeln, fein vorgespitzte Lippen, zwischen denen wieder oder immer noch was stak und wippte und labile Rauchsäulchen aufsteigen ließ.

Zwei Jahre später, während derer wir uns in unregelmäßigen Abständen trafen, stellte Paul Wiens in der *ndl* junge Lyriker vor, zu denen auch ich zählte. Eine Lyriklesung mit verschiedenen Autoren, der er vorsah, folgte und dann –: eine lang-lange Pause unserer Bekanntschaft, bis ich, nach annähernd drei Jahren, mich bei Paul Wiens mit einer Sammlung Gedichten wieder vorstellte: kurz vor Weihnachten 81 im Redaktionszimmer der Literaturzeitschrift *Sinn und Form*, deren Chefredakteur er unlängst geworden war. Gewiß, er schien mir gealtert, etwas gräulicher das Gesicht, trockener, und Knochiges wollte sich deutlicher zu erkennen geben, doch hatte er nichts von seiner zugänglichen Art eingebüßt, war launig aufgelegt, brillierte mit einem Gedächtnis, das noch genauestens Bescheid wußte über meine damaligen Verhältnisse, erfragte Nachzutragenes, der Filzstift auf dem Weißviereck unterwegs, die Zigarette war nicht ausgegangen. Holte sich Auskunft darüber, was mich zur Zeit beschäftigt, welche Literatur, welcher der Philosophen,

versicherte mir, sich meiner Gedichte anzunehmen, hernach gleich wieder Privates und erneute Wendung zur Literatur, und all dies derart elanvoll und zuversichtlich, daß ich das Niemalsmehr im „Wiedersehen“-Handdruck nicht zu errahnen vermochte, nicht, daß er wenige Tage darauf ins Krankenhaus eingeliefert werden müßte und im April ein Tag sein würde, von dem an Paul Wiens nur noch in trügerischer Erinnerung erreichbar ist, unmißverständlicher aber in seinem Werk, das uns meint, die wir Lebende sind. Und weil wir es sind!

Siegbert Hein, neue deutsche literatur, Heft 6, Juni 1982

Wer von ihm lernen durfte

Paul Wiens fragte, be-fragte gern, viel, vieles und viele. Weil: Er, war ungeheuer gierig auf Neues aus (fast) allen Bereichen unseres Lebens. Und er spielte leidenschaftlich und ernsthaft. Allerdings: um anderen als materiellen Gewinn: Und dabei ist der höchste Einsatz immer der gerade genügende. So war er also ständig in Bewegung – und unterwegs. Unterwegs in Räumen, Zeiten und Gestalten.

Manches von dem, was er geschrieben hat, kommt auf uns als Frage – wenn wir nur hinhören.

Wenn Wiens von sich sagte: „Ich weiß nicht, was ich für einen Stil habe und ob ich einen habe“, so steht dem entgegen: Stil ist Haltung, Diese allerdings stellte er nicht aus. Das hat nie nötig, wer eine hat. Und so lernte, wer von ihm lernen durfte, immer auch ein wenig mehr als nur das „Handwerkliche“ (wie nötig das auch immer sei).

Und wenn Peter Hille einmal schrieb: „Freundschaft macht Kritik, oft auch Kritik Freundschaft“ – so traf dies hier zu. Und das wird, zu allen seinen Werken, bleiben: freundschaftliches Erinnern:

Thomas Luthardt, neue deutsche literatur, Heft 6, Mai 1982

Im Dienst

Paul Wiens hat sich oft als „im Dienst stehend“ bezeichnet, und er meinte damit in seiner hintergründig ironischen Art, meinte es völlig ernst: im Dienst der guten Sache. Ich muß hinzufügen, davon ausgehend hat er immer zuerst anderen und zuletzt oder gar nicht sich selbst gedient. Er diente den Dichtern anderer Sprachen, indem er ihre Werke nachformte – und es waren keine Übersetzungen, sondern kongeniale „Insetzungen“ in die deutsche Sprache, wie mir Guillevic 1971 in Moskau zu seinem Band *Geheimnis der Dinge bei Volk und Welt* erklärte. Wiens diente den beginnenden Autoren, ob sie nun alt und erfahren oder jung und aufgeschlossen waren, und half ihnen Schwierigkeiten überwinden. Er diente seinen Freunden durch sein widerborstiges „Aber“, durch seine behutsamen Hinweise oder durch seine uneingeschränkte Hilfsbereitschaft. Und nicht zuletzt diente er den Arbeitenden und Bescheidenen in unserem Land und in aller Welt, fühlte sich ihnen solidarisch verbunden und sah in jedem von ihnen“ – im Gegensatz zu dem fatalen Ausdruck „einfach“ – eine komplizierte Persönlichkeit.

Eine solche war auch Paul Wiens.

Im Jahre 1952 hatten wir beide unser gemeinsames Buch-Debüt, und zwar zusammen mit Manfred Kieseler in dem schmalen Band, für den der Herausgeber den etwas panegyrischen Titel *Begeistert von Berlin* gefunden hatte. Da stand Pauls kräftige „Ballade vom Hans Kohlhas“ neben meinem verhaltenen „Vorstadtmorgen“, neben meinem Gedicht auf einen sowjetischen Soldaten, der Rasen mäht, sein „Stadtfrühling“:

Der Tag rauscht vorüber, welthungrig, blütensatt...

Das Büchlein, das auch unsere Gedichte auf Aktivisten wie Hans Garbe enthielt, war dem Aufbau Berlins gewidmet. Eine Kritik, die sich linker Phrasen bediente, warf uns vor, auf „Abwegen“ zu sein. Eine Weile danach erklärte mir Paul bei einer Gelegenheit hinterlistig, manchmal komme man auf Um- und Seitenwegen schneller zum Ziel als auf gerader Straße.

Nicht immer waren wir gleicher Meinung, und das konnte bei einem Mann, der es fertigbrachte, einzig und allein um des dialektischen Prinzips willen zu widersprechen, auch gar nicht anders sein. So stellte er einmal das Wenig-Schreiben als Voraussetzung für literarische Qualität hin. Freilich verbrauchte Wiens viel Zeit in selbstlosem „Dienst“, und das war ich bereit hoch zu achten, doch nicht seine Verallgemeinerung pro domo. Ein andermal stritten wir uns über das Gedicht eines Nachwuchsautors, der geschrieben hatte, daß man Wunden nicht heilen dürfe. Wiens verteidigte verbissen und laut diese Aussage, deren Absolutheit ich wiederum nicht akzeptierte. Er warf mir schließlich Mißachtung der Antifaschisten und Harmonisierung vor. Das ging mir zu weit. Es war im Pressecafé, und die Nachbarn sahen schon her. Ich brach die Debatte ab, indem ich ihn beschwichtigte, und schrieb das Gedicht „Wahrheit ist konkret“, das im Band *Leise Worte* nachzulesen ist. Er hat es mir nicht übelgenommen, nicht, daß ich von ihm ebensoviel Toleranz verlangte, wie er für sich selbst in Anspruch nahm.

So unterschiedlich wir waren, so sehr ihm mein Hang zu begrifflicher Klarheit mißbehagte, nie sind wir etwas anderes als Freunde im Kampfgefährten gewesen. „Mal hat man Erfolg, mal nicht“, meinte er. „Das ist normal, und man tut gut daran, das eine beim anderen nicht zu vergessen.“ Als meine erste Frau gestorben war, kam er in meine Wohnung und umarmte mich wortlos. Sechs Jahre darauf sagte ich in meiner Laudatio zum *Becher-Preis* für ihn, er wisse, daß Geduld eine revolutionäre Tugend sei, der Moralist Wiens sei ein Feind der Moralpredigten und verwurzele das Bewußte tief im Unterbewußten. Paul entgegnete in seiner Danksagung an den Minister:

Mit euch im Bunde dien ich unserer Art.

Nach dem Festakt gab er mir seine Blumen.

Aber er schenkte mir auch, als ich ihn einmal besuchte, eines seiner „Seelenbewegungsmuster“, die er auf Konferenzen malte; sie sozusagen wie Blumen um die Reden windend. Die Bilder seiner Gedichte waren wie sie: originell und phantasievoll, immer zum Menschen führend und die Menschlichkeit verteidigend. „Die Poesie ist der Widerspruch des Menschen gegen den Krieg“, sagte er auf einem Friedenskongreß. Paul Wiens ist der Verpflichtung, zum Volke zu stehn, wie er sie im KZ empfing und später aufschrieb, bis zum Tode treu geblieben. Er setzte den Willen, mit zu sorgen für die Selbstverwirklichung des arbeitenden Volkes und den „gnadenlosen Haß“ seiner Feinde zu entmachten, in sprühende, bittere, heitere Verse um. Immer war er solidarisch mit den Tätigen und den Träumern, denen von der Reaktion „die Stirnen zerschlagen“ und „die Hände gebrochen“ werden. Immer dachte er an die Zukunft, war er auf der Suche, die „Neugier“ lobend, liebte er die Leichtigkeit und kannte er die „natürlichen Grenzen des Leichtsinns“. So wird seine Lebenslust und sein Schönheitsdurst zum brüderlichen Vermächtnis für uns.

Uwe Berger, neue deutsche literatur, Heft 6, Juni 1982